

Exkursionsbericht jüdische Grabsteine des Mittelalters in der Zitadelle Spandau

Michael Brocke

Fährt man nach Spandau, um die steinernen Relikte des mittelalterlichen Spandauer (und Berliner) jüdischen Lebens kennenzulernen, wie es das Angebot am letzten Tag des ICOMOS-Symposiums vorsah, so macht einem schon die Dauer der Fahrt von Berlin-Mitte hinaus zur mächtigen Zitadelle bewusst, dass hier einst zwei durch Wasserläufe geschiedene (aber auch verbundene), unabhängig voneinander entstandene Orte mit unterschiedlich langer Geschichte konkurriert haben, Orte, die an wichtigen Handelsstraßen entstanden sind: das weitaus ältere Spandau am Zusammenfluss von Havel und Spree auf der Handelsstraße von Westen über Magdeburg und Brandenburg und weiter nach Osten über Köpenick nach Lebus und Posen einerseits, Cölln und Berlin an der Spree gelegen andererseits.

Cölln und Berlin sind zwar sehr viel jünger als Spandau, aber sie, vor allem Berlin, entwickeln sich im Lauf des 14. Jahrhunderts sehr rasch und laufen Spandau bereits mit dem 14. und vollends im 15. Jahrhundert den Rang ab. Berlin-Cölln liegt, anders als Spandau, auch an einer wichtigen Nord-Süd-Handelsstraße, und die genannte Ost-West-Handelsstraße verlagert sich weg vom alten, slawischen Spandauer Burgwall weiter nach Norden, in den Markort Spandau, in das Gebiet der askanischen Burg (und der späteren Zitadelle), und die wichtigere Handelsstraße verläuft nunmehr über Berlin nach Frankfurt an der Oder statt über Köpenick nach Lebus.

Diese zunehmende Berliner Konkurrenz könnte sich auch noch in einigen wenigen Namen auf späten Spandauer Grabsteinen des 15. Jahrhunderts widerspiegeln, vielleicht für einen Isaak von 1467/8, sicher für den letzten der bisher gefundenen Steine, für Kalonymus (Kalleman) ben Mosche haLevi von 1476, Bürger von Spandau und von Berlin. Doch sind es nicht die Steine selbst, die uns dies nahe legen oder gar ausdrücklich sagen. Vielmehr verdanken wir dieses Wissen anderen Quellen – Berliner Quellen. Unserer Exkursion ging es in Spandau aber um die Steine selbst, die in ihrer „urtümlichen“ Mächtigkeit – vor allem als zerteilte, halbierte Findlinge – mit nur geringfügiger Bearbeitung der Form bei allen Besuchern einen starken Eindruck hinterlassen.

Wenn auch die frühesten, die slawischen Anfänge Spandaus im Dunkeln liegen, so lichtet sich das Dunkel doch im 12. Jahrhundert. Anfang des 13. Jahrhunderts gibt es erste Nachrichten von der Existenz einer jüdischen Gemeinde. So darf man annehmen, dass der jüdische Begräbnisplatz außerhalb der Siedlung bereits Jahrzehnte vor 1244 bestand, dem Jahr, aus dem der erste datierte Stein stammt, wenige Jahre, nachdem Spandau die Stadtrechte erlangt hatte. Von den durchreisenden Fernhandelskaufleuten könnten sich

auch Einzelne bereits weit früher an dem durch eine Burg geschützten Ort an der Flussüberquerung niedergelassen haben.

Bevor sich die Exkursion ihrem eigentlichen Ziel, den seit sechs Jahrzehnten aus der Zitadelle geborgenen hebräischen Spolien, zuwandte, aufgestellt in den engen Gängen und Kasematten der „Bastion Königin“ im Südostflügel der Festung, besichtigten wir die inhaltlich verwandte Ausstellung des Spandauer Stadtgeschichtlichen Museums im ehemaligen Zeughaus auf dem weitläufigen Gelände. Sie war den 500 Jahre zurückliegenden Ereignissen, die zum Ende der mittelalterlichen brandenburgischen Judenheit führten, gewidmet: „Das Verhängnis der Mark Brandenburg: Der Berliner Hostienschändungsprozess von 1510“.

Die informative, auch visuell eindruckliche Ausstellung stieß auf sichtliches Interesse. Jener für 38 Menschen tödliche Verleumdungs-Prozess und damit einhergehend die Vertreibung aller brandenburgischen Juden im Sommer 1510 markieren auch das Ende der jüdischen Begräbnisstätte Spandaus. Sie war zentralörtlicher Friedhof für Spandau und wahrscheinlich mehrere brandenburgische Kleinstgemeinden (eher jeweils nur einzelne Familien). Ausdrücklich belegt ist auch die Nutzung eines eigenen Teils durch die aufstrebende Berliner jüdische Gemeinde, die die Spandauer im 15. Jahrhundert allmählich an Zahl (eher noch an wirtschaftlicher Bedeutung) übertroffen haben dürfte. In Spandau lebten Ende des 15. Jahrhunderts noch sieben bis neun Juden, d. h. Familien.

Dass der Friedhof nahe Spandau gelegen war, ist ein weiteres Indiz für das hohe Alter von dessen jüdischer Siedlung wie für die ursprüngliche Dominanz des Ortes an der großen Handelsstraße aus dem fernen Westen des Reiches weit nach Osten und vice versa. Leider ließ sich die Lage dieses Friedhofs bis heute nicht sicher bestimmen. Da er sogar einmal selbst in einer Urkunde zur Situierung eines Hofes bei Spandau diente, dessen Ort aber ebenfalls völlig unbekannt ist, wird seine Lage sich kaum noch feststellen lassen. Zwar erinnerte man sich sowohl des Ortes selbst wie seines Namens als „Judenkiewer“ („Kiewer“ von hebr. Kewer: Grab, Gräberstätte) noch geraume Zeit nach seiner Zerstörung und während der Umnutzung (Getreideanbau) in den Jahrzehnten nach 1510, doch ging dieses Wissen wohl in den Kriegen des 17. Jahrhunderts verloren. Nördlich der (heutigen) Altstadt Spandau scheinen sich zwei halbwegs wahrscheinliche und grob bestimmbare Möglichkeiten herauszuschälen, doch konnte und wollte die Exkursion an diese ortsgeschichtlichen Fragen keine Zeit verlieren. Hier sei nur soviel gesagt: Der wiederholte Versuch, mehrere mittelalterliche jüdische Friedhöfe nahe Spandau nachzuweisen, ist



Abb. 1 Mittelalterlicher jüdischer Grabstein auf der Zitadelle Spandau, historische Dokumentation (Foto: Landesdenkmalamt Berlin – Archäologische Denkmalpflege, Archiv)

fehlgeschlagen. Es lässt sich nicht beweisen, dass es außer dem „Kiewer“ der Spandauer (der überdies um 1428 an anderer Stelle neu angelegt worden sein soll) einen davon getrennten, an ganz anderer Stelle gelegenen Friedhof der Berliner Juden gegeben hätte. Vielmehr spricht alles (auch wenn das aufs Ganze gesehen nicht viel ist) dafür, dass es dauerhaft einen und nur einen Begräbnisort bis um das Jahr 1510 gegeben hat, den die Spandauer und allmählich dann die entstehende Berliner Gemeinde, die aus der Spandauer heraus entstanden sein könnte, belegt haben. Die Berliner haben wahrscheinlich in einem eigenen Areal bestattet (und es selbstredend auch auf eigene Kosten unterhalten müssen), das wir uns als Erweiterung des ursprünglich allein bzw. überwiegend von Spandau Genutzten vorzustellen haben; nicht jedoch an einer davon entfernten Örtlichkeit außerhalb der Mauern gelegen.

Aus den Steinen selbst scheint sich zur Beantwortung dieser Fragen nichts gewinnen zu lassen. Sicher ist allein, dass sie alle nach der gewaltsamen Auflösung der Gemeinden 1510 für den Schlossbau (d. h. vor Entstehung der monumentalen Bauten der Zitadelle) genutzt worden sind. Sie wurden zumeist in die Südseite und die Südost-Ecke des sogenannten „Haus 2“ (des ehemaligen Palas?) teils aufrecht eingemauert, teils flach und einen Meter und auch tiefer ins Innere hinein verbunden. Einige blieben sogar sichtbar, wurden aber auch verputzt. So sind auf einem der gebor-

genen Steine noch ockerfarbene Putzreste erhalten. Und mindestens ein horizontal liegender, beschrifteter Stein ist noch im Gemäuer zu erkennen. Es wird wohl noch weitere Grabsteine in sich aufgenommen haben.

Die Steine wurden also in einem Bereich des (noch nicht zur Festung ausgebautem) Schlosses zweitverwendet. D. F. Schulze bemerkte 1784 in seinem, viele nicht erhaltene Quellen verarbeitenden und hier bereits genannten Werk, dass „noch verschiedene Steine mit Jüdischen Grab Schriften in der Festungs Mauer“ und „sind noch einige auf der Festung in die Mauern gesetzt“. Schulzes Notiz hat vor und nach dem Druck der Chronik (1913) allerdings niemanden veranlasst, jene für ihn noch sichtbaren Steine aufzusuchen, zu beschreiben, ihre Inschriften abzuschreiben oder sie gar im späten 19. oder frühen 20. Jahrhundert zu fotografieren. Sie könnten bald nach Schulzes Tod (gest. 1811) durch bauliche Veränderungen nicht mehr sichtbar gewesen sein. Es fällt auf, dass man immer von der „zufälligen Entdeckung“ der Steine in den 1950er und folgenden Jahren spricht, niemand aber die eben zitierte Bemerkung aufgegriffen hat. Wie dem auch sei, im Laufe der letzten sechs Jahrzehnte sind über 60 Steine und Fragmente ans Licht gekommen, die nach unzulänglichen Vorarbeiten 1993/94 von einem Berliner Team, bestehend aus einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin, Studenten und mir, gelesen, abgeschrieben, übersetzt und kommentiert werden konnten. Dies geschah an Ort und Stelle (wo sie, mit einigen Ausnahmen, auch heute noch lagern) in der düsteren „Bastion Königin“, einer feuchten Behausung für Fledermäuse, in der es auch zur Sommerzeit nie recht hell werden will. Immerhin lassen sich die Steine beleuchten, und die Gänge sind mit mehreren Informationstafeln zur jüdischen Geschichte versehen. Unsere Veröffentlichung hatte die erfreuliche Folge, dass nicht zuletzt die wenigen Irrtümer, die uns unterlaufen waren, und natürlich deren Korrektur auf besonderes historisches Interesse gestoßen sind, wovon noch zu sprechen ist.

Zwei der Grabmale stammen aus dem 13. Jahrhundert (1244, 1284), aus dem 14. Jahrhundert (1307/8 bis 1363) datieren die meisten (40), fünf gehören ins 15. Jahrhundert, zehn sind undatierte Bruchstücke, weitere sieben Fragmente tragen weder Namen noch Daten.

Anfangs, beim ersten Lesen der edierten Inschriften, mochte es ja scheinen, als sei außer der Existenz dieser Feldsteine und Findlinge an sich und der für mittelalterliche Grabmale eher ungewöhnlichen Formen sowie ihrer teils auffälligen Größe und Dicke weiter nichts Bemerkenswertes an den wortkargen, knappen Texten zu finden, deren Träger sie sind. Ja, Yakov Guggenheim, ein Jerusalemer Kollege, sah diese Inschriften geradezu als ideal geeignet an, um an ihnen die Stereotypie und die monotone Gleichförmigkeit mittelalterlicher jüdischer Grabschriften zu beweisen. Bald aber besann er sich eines Besseren, denn er hatte bei zahlreichen Namen stutzen müssen, und so entwarf er vor allem anhand der außergewöhnlichen, äußerst seltenen Frauennamen einiger Steine eine weit reichende These zur Herkunft (nicht allein) der Spandauer Jüdinnen und Juden aus dem Osten Europas. Seine Überlegungen blieben zwar bisher ungedruckt, haben aber in Fachkreisen Aufmerksamkeit geweckt und Widerspruch herausgefordert, insofern als der judaistische Namensforscher Alexan-

der Beider diese Frauennamen nicht wie Guggenheim als rein osteuropäisch-ostslawische annehmen will, sondern in ihnen durchaus süd(ost)-europäische, genauer: böhmisch-mährische Namen und Namensformen erkennt. Man hofft auf die Veröffentlichung der Thesen Guggenheims, die, grob gesagt, dank Spandau (auch) eine große Ost-West-Wanderung für das früh- und hochmittelalterliche Judentum annehmen und zu beweisen bemüht sind, und nicht nur die allseits bekannte und allgemein akzeptierte Ausbreitung vom Westen aus in den Osten Europas. Mit der gebührenden Vorsicht möchte ich aber sagen, dass die onomastischen Ausführungen Beiders zu Namen wie Sdobna (bzw. Zdobna, von mir verlesen als Serubna), Mlada (irrtümlich Malra), Mladuscha (irrtümlich Malruscha), Rachla/o/va, als „tschechischen“, auch aus anderen Quellen bekannten (jüdischen) Namen einleuchten. Einige andere slawische Namen dürften allerdings das Bild verunklaren.

Die Aufstellung der Steine in den Kammern der „Bastion Königin“, von denen jede nur zwei oder drei Steine aufnimmt, macht es bei einem kurzen Besuch nicht möglich, die zeitliche Folge der Steine nachzuvollziehen und sie miteinander zu vergleichen. So löste sich die Besucherschar auch allmählich auf, weil die Räume zu eng sind, um mehr als einige wenige Betrachter aufzunehmen. Gegen Ende des ausgedehnten Rundgangs konnten aber die Informationen noch einmal zusammengefasst und offene Fragen beantwortet werden, denn der vergleichsweise lichte Eingangsraum, in dem mehrere Steine befriedigend und gut lesbar präsentiert sind, bot allen Platz.

Unser Jerusalemer Kollege hatte beim ersten Leseindruck („Monotonie“!) nicht wahrgenommen, dass auch knappe und schlichte Inschriften zahlreiche, wenn auch oft recht unauffällige Variationen erkennen lassen. So weisen fünf der Steine (von 1284, 1308, 1309, 1315 [o. 1320], 1320, und undatiert) in ihrer Eulogie, dem abschließenden Segenswunsch, eine ausführliche Wendung auf, die es ausschließlich auf drei oder vier Magdeburger Steinen zu lesen gibt, und die, soweit ich sehe, nirgends sonst Verwendung gefunden hat. Sie lautet: „Es sei die Tauglichkeit/die Tucht ihres/seines Tuns (kosher ma’assej-hah/-hu), ihrer/seiner Taten zum Mund und zum Fürsprecher (l-feh u-l-melitz lifnej bor’ah(‘oh) vor ihrem/seinem Schöpfer“ – eine Bitte um die Interzession des personifizierten guten Tuns also vor dem Schöpfer als Richter, sowohl für Frauen als für Männer verwendbar.

Was mag das Vorkommen dieses Segenswunsches allein auf Magdeburger und Spandauer Steinen aussagen können, und wie verhält sich diese Aussage zu der anzunehmenden Herkunft zahlreicher Spandauer Töchter, Gattinnen und auch Väter aus dem weiten östlichen oder südöstlichen Raum? Dass jene Frauen übrigens keine Konvertitinnen waren, wie man annehmen könnte, belegen die Namen ihrer Väter.

Und auch wenn diese Spandauer Steine nicht gerade gesprächig sind, einige außer der Nennung allein des Jahres kein genaueres Datum tragen usw., so gibt es hier doch einige aussagekräftige Ehrentitel wie „nadiw“, den mätzenatisch „edlen“, vornehmen Wohltäter (etwa 15 Mal vorkommend). Mehrfach wird auch der „chawer“-Titel für den Torakundigen, wenn nicht gar Toragelehrten verliehen (etwa sie-

benmal) – mit dieser Bezeugung für einen talmid chakham ging man im Mittelalter nachweislich weitaus sparsamer um als im 18./19. Jahrhundert, das den chawer-Titel als Ehrentitel eines „Lernenden“ zuweilen inflationär (verglichen mit früheren Epochen) vergab. Nach unseren Steinen des 14. Jahrhunderts zu urteilen, war die Spandauer Gemeinde keinesfalls nur ein östlicher „outpost“ eines Häufleins von Fernhändlern, Kaufleuten und ihrem Anhang, die nur geringe Bildung gekannt und kaum Zeit gefunden hätten, sich dem intensiven Studium der Lehre zu widmen.

Leider geben mittelalterliche Grabsteine allerorten nur Auskunft über die Namen der Bestatteten und die ihrer Väter, gleichviel ob die Inschriften Männern oder Frauen, Söhnen oder Töchtern gelten. Hingegen werden Gatten, Gattinnen und Mütter in jenen Jahrhunderten nur in sehr seltenen Fällen namentlich erwähnt; nur dann, wenn sie von sehr besonderer Bedeutung, von bekanntem und verehrtem, d. h. gelehrtem „Adel“ sind. Auf den Zufalls-Spolien Spandaus findet sich aber niemand dergleichen. Wenn hier aber mehrere Tote den gleichen Vatersnamen und dazu zeitliche Nähe zueinander aufweisen, so darf man dazu neigen, auf Verwandtschaft, auf Geschwister zu schließen – ein kleines Beispiel dafür, dass sich einiges an haltbarer (aber mehr an wenig sicherer) Information aus den Steinen gewinnen lässt.

Was diese Steine über die Individualität ihrer Eigentümer, über ihr religiöses und ihr regionales historisches Interesse hinaus wichtig und interessant macht, wird der erst noch anzustellende Vergleich mit anderen zeitgenössischen Grabinschriften in Aschkenas, West und Ost, zeigen können. Auch wenn Experten aus verschiedenen Weltgegenden zugegen waren, so konnte unsere Exkursion dies natürlich nicht im Entferntesten anstreben, und auch hier soll nicht verglichen werden. Allein die oben angesprochenen, im aschkenasischen Raum so überaus seltenen Namen wollen kurz besprochen sein.

Von den Männernamen sind im übrigen Aschkenas nur einige wenige sehr selten anzutreffen, anders als es bei den Frauennamen der Fall ist. Schon der älteste Stein von 1244 zeigt Namen, die hierzulande rar sind: Jona ben Dan starb 1244; der Name Dan kommt in Spandau weit später noch zweimal vor. Dan und Jona sind bekanntlich biblische Namen, die aber beide in Aschkenas kaum jemals verwendet

Abb. 2 Mittelalterliche jüdische Grabsteine auf der Zitadelle Spandau (Foto: Ralf Saalecker, 2008)



wurden. Dies gilt auch für die Namen Sasson (orientalisch und sefardisch häufig) und Schabbat. Auch die biblischen Namen Naftali, Paltiel und Pinchas finden sich sonst nur sehr selten.

Als noch auffälliger aber – wie wohl überall im Mittelalter – muten die Frauennamen an; sie sind ja nicht überwiegend auf hebräische, aramäische oder antik-griechische Namen beschränkt, wie es bei den Männern zumeist der Fall ist. Frauen trugen außer biblisch-hebräischen vielfach alte romanische, alte deutsche, d. h. mittelhochdeutsche, auch aus der christlichen Umwelt entlehnte Namen. In Spandau ist aber nicht ein einziger deutscher Frauename zu finden. Hier sind es vielmehr einige biblische wie Dewora, Riwka, Sara, Zippora, Ester oder Chava. Und nur sehr selten findet sich andernorts auch die biblische Noomi (Buch Ruth 1,2). Alle anderen Namen aber sind slawisch, teilweise, wie angedeutet, strittiger Herkunft. Vor allem sind es Namen, die im übrigen Aschkenas nicht oder nur höchst selten anzutreffen sind: Mlada, Mladuscha, Zdobna. Slawisch sind auch Dras(a)na oder Drashna, Greska oder Graske, Sirka oder Serk(a), und der sonst völlig unbekannt Name Kushna (?).

Bei diesen Erkundungen vor einzelnen, sozusagen repräsentativen Steinen stand allen Interessierten klar vor Augen, dass sich mit diesen überraschenden Entdeckungen auch zahlreiche neue Fragen stellen, die wohl nur zum kleineren

Teil beantwortet werden können. Angesichts des Verlustes zahlloser jüdischer Quellen, schriftlicher wie steinerner, ist es aber erforderlich, dass jedes noch so geringwertig erscheinende Zeugnis, dass jeder Buchstabe mit größtmöglicher Aufmerksamkeit und Sorgfalt behandelt und befragt werden muss. Und die Spandauer und Berliner hebräischen Steine bilden, jeder für sich und alle gemeinsam genommen, eine nicht zu überschätzende Quelle für die mittelalterlich-europäische Geschichte der Juden in ihrer eigenen Welt wie in der ihrer Mitmenschen.

Ob nun des Hebräischen kundig oder nicht, die Teilnehmer der Exkursion konnten in den wenigen Stunden vor den eigenartigen Denkmälern in der Bastion Königin selbst nachvollziehen, wie wichtig jene mit all ihren „Daten“ sind und wie überraschend doch daraus wenn nicht belastbare Schlüsse, so doch wichtige Fragen neu aufwerfende Überlegungen zu ziehen sind.

Berlin-Spandau birgt vielhundertjährige Schätze, deren Wert endlich erkannt wird. Unser Besuch erzeugte bei allen den einen Wunsch, dass die Steine und Fragmente selbst nicht länger mehr in Berlin verstreut und auf interessierte Museen und Institutionen verteilt werden, sondern im Palas der Zitadelle Spandau endlich eine ihnen angemessene, würdige wie auch gut zugängliche Aufstellung finden werden.

¹ So der Titel der Dokumentation der Ausstellung des Stadtgeschichtlichen Museums im Zeughaus der Zitadelle Spandau 2010, hrsg. von Andrea THEISSEN, Berlin 2010.

² So David Friedrich SCHULZE, *Zur Beschreibung und Geschichte von Spandow*, hrsg. von Otto RECKE, 2 Bde., Spandau 1913, Bd. 2, S. 32.

³ Dass es mehrere Friedhöfe gegeben habe, verfiicht Joachim POHL (Spandau), zuletzt ausführlichst in: „Die mittelalterlichen jüdischen Grabsteine und Gemeindeeinrichtungen in der Stadt Spandau“, in: *Aschkenas*, 18/19 (2008/09), S. 151–206. In einer der nächsten Lieferungen von *Aschkenas* – Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden, wird darauf zu antworten sein.

⁴ Siehe Günter STEIN, „Zur baugeschichtlichen Bedeutung der jüdischen Grabsteine auf der Spandauer Zitadelle“, in: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 23 (1972), S. 7–13.

⁵ Michael BROCKE in Zusammenarbeit mit Nathanja HÜTENMEISTER, Birgit KLEIN, Gesine PALMER und Aubrey POMERANCE, „Die mittelalterlichen jüdischen Grabmale in Spandau 1244–1474“, in: *Ausgrabungen in Berlin. Forschungen und Funde zur Ur- und Frühgeschichte*, Bd. 9 (1994), S. 8–116. Zu Spandau siehe auch M. BROCKE, E. RUTHENBERG, K. U. SCHULENBURG, *Stein und Name. Die jüdischen Friedhöfe in Ostdeutschland (Neue Bundesländer/DDR und Berlin)*, Berlin 1994, S. 68–72.

⁶ Yakov GUGGENHEIM, *Women’s Names on the Tombstones of the Medieval Cemetery of Spandau (Berlin) and their Historical Significance*, 1997 (Manuskript).

⁷ Siehe A. BEIDER, *A Dictionary of Ashkenazic Given Names. Their Origins, Structure, Pronunciation, and Migrations*, Bergenfield, New Jersey 2001, S. 177 ff.

⁸ Lehrreich ist es zu sehen, wie treffend das bekannte Wort: „Man sieht nur, was man weiß“, ist. Da wir jene Namen nicht kannten (und auch einem Slawisten der Freien Universität Berlin, allerdings ohne Hebräischkenntnisse, nichts auffiel), lasen wir den Buchstaben Dalet in den Namen als Resch, setzten immerhin Fragezeichen hinter diese unbeabsichtigten Verballhornungen; heute, eines Besseren belehrt, erkennen wir natürlich und mit uns jedermann, diesen Buchstaben mühelos als Dalet.

⁹ Zvi AVNERI, *Hebräische Inschriften aus dem Mittelalter (hebr.)*, in: *Proceedings of the American Academy of Jewish Research*, 33 (1965), S. 1–33.

¹⁰ Es handelt sich übrigens um den ältesten Gesamt-Berliner Grabstein überhaupt, heute im Jüdischen Museum Berlin ausgestellt, und der älteste christliche in Berlin, von 1308, ist, wie könnte es anders sein, einem Fernhändler gewidmet.

¹¹ Wenn nicht Schabbtai/Sabbatai gelesen werden muss; doch gibt es durchaus solche Festtagsnamengebung, vgl. z. B. die Namen Pessach oder Jomtov, wenn das auch nicht im westlichen Deutschland gilt; siehe dazu auch BEIDER, *Dictionary*, S. 409.

¹² BEIDER, *Dictionary*, S. 604 kennt außer dieser Zdobna oder Sdobna von 1343 nur noch eine weitere, nämlich in Prag 1407.